

PAUL BARZ  
**ADLER UND LÖWE**



*FRIEDRICH BARBAROSSA UND HEINRICH DER LÖWE  
IM KAMPF UM DIE MACHT*

Paul Barz

## **Adler und Löwe**

*Kaiser Barbarossa und Heinrich  
der Löwe im Kampf um die Macht*

*Romanbiografie aus der Ritterzeit*

# Inhaltsverzeichnis

## Einsame Reiter

Wohin die Reise, Vetter?

»Raub und Brand peinigen das Land ...«

Gib uns Kreuze!

## Zeitraffer

### Gott will es

Tauft die Heiden! Oder schlägt sie tot!

Lübeck soll brennen

Im Vorhof des Himmels

Im Vorhof zur Hölle

Ist es nicht unser Land, das wir verheeren?

## Zeitraffer

### Junger Mann aus Sachsen

Ein König will es wissen

Todesritt nach Braunschweig

Der König stirbt

## Zeitraffer

### Ein König fürs Reich

Dein Reich, Karl, soll wiederkommen!

Wann bin ich Herzog von Bayern?

Rotbart! Rotbart! Barbarossa!  
Kirchenfürsten unter sich  
Was tun mit diesem Heiligen?  
Viva il leone!  
Italia! Ich komme wieder!

### Zeitraffer

#### Väter des Vaterlandes

Hochzeit in Würzburg  
Wie viel Väter braucht das Land?  
Der Herzog muss Herr sein  
Macht Stadtluft frei?  
Hie Herzog! Hie Kaiser!  
Das Mädchen aus Lothringen  
Ein Bischof wird geraubt

### Zeitraffer

#### Papst gegen Kaiser

Ein böser Mensch, der Unkraut sät  
Auch Löwen können diplomatisch sein  
»Bring mir mein Liebstes, meinen Traum ...«  
Du bist schön, Kaiserin

### Zeitraffer

#### Sturm auf Mailand

So muss die Hölle sein  
Nur ein Fliegenstich  
Sehen wir uns vor Mailand wieder?

»Du kannst mein Nachfolger werden!«  
Vom Tag der Zerstörung Mailands an ...

### Zeitraffer

#### Sturm im Osten

Die Grenze brennt  
Habe ich Männer gezeugt?  
Clementia, leb wohl!

### Zeitraffer

#### Netze und Fallen

Was seid ihr denn anderes als Kleinkönige?  
Der Papst ist tot! Es lebe der Papst!  
Der Herzog weint  
Drittes Rom im Osten  
»Ich habe eine Bitte, Vetter«

### Zeitraffer

#### Das Entsetzen des Kaisers

In Würzburg schnappt die Falle zu  
Keinen Sprung weiter, Löwe!  
Heißer Sommer vor Rom

### Zeitraffer

#### Löwenjagd und Fiebertod

Der Löwe zeigt Zähne  
Die Jagd fängt an  
Ein Hoch dem Herzog von Braunschweig!

Hammerschläge für die Gottlosen  
Heinrich, wo bist du?

Zeitraffer

Im Schatten des anderen

»He, Vetter! Wettritt ...«

Ein hoher Preis - zu hoch?

Die Krone, Gott, hab ich von dir

Warum bist du kein König?

»Schnee! Wisst ihr noch, was Schnee ist?«

Zeitraffer

Vom Tag von Chiavenna an

Grauer Tag vor Alessandria

Ein Freund wie kein anderer

Gib mir Goslar wieder!

Der Kaiser tot!

Nun wenden wir uns Deutschland zu ...

Zeitraffer

Der Prozess

Das kann der Vetter nicht wollen

Kein Zutritt zum Kaiser

Das große Verweigern

In die Acht mit dem Löwen!

»Jene Frevler vollbrachten noch anderes ...«

Zeitraffer

## Das Urteil

Der Kaiser klagt an

## Zeitraffer

### Die Vollstreckung

Bin ich denn ganz allein?

Jeder von euch ist ein Verräter!

Hatz durch Sachsen

Ihr werdet meine Bürger sein

Er kommt! Er kommt!

## Zeitraffer

### Das Jahrhundert leuchtet

Störenfried beim Jubelfest

Sturmfahrt nach England

In was für eine Welt bin ich geraten!

Ewig soll der Frieden sein!

Du, Vetter, lebst noch?

Einmal aller Christen Herrscher sein

Du hinkst, Heinrich!

## Zeitraffer

### Vestigio leonis

»Das Schlimmste, ich glaube, es ist überstanden«

Der Löwe schlägt noch einmal zu

Kleiner Herr mit Kaiserkrone

Sie lieben sich, sonst nichts

Ja, ich hinke!

[Fuchs und Löwe](#)

[Zeitraffer](#)

[Literatur](#)

[Über den Autor](#)

[Die Bücher von Paul Barz](#)

[Die Bücher von Helmut Barz](#)

[Impressum](#)

*Für Christiane*

Kain und Abel.  
Brüder.  
Jäger und Sammler.  
Wer ist Sammler,  
wer Jäger?

Barbarossa und Heinrich der Löwe.  
Der Staufer und der Welfe.  
Vettern.  
Freunde.  
Feinde.

Freunde, solange sie Freunde sein durften.  
Feinde, als Freundschaft unmöglich wurde.

Täter beide.  
Opfer beide.  
Jeder scheitert am anderen.

Wer an wem?  
Wer ist Kain?  
Wer ist Abel?

# Einsame Reiter

*»Wir haben den Jammer der Menschheit  
nicht nur in den Büchern gelesen.  
Wir erleben ihn ständig in unserer Zeit.«*

Otto von Freising

## *Wohin die Reise, Vetter?*

Sieg! Ich bin der Erste!« Der Reiter riss die Zügel seines Pferds zurück und stieß wie im Triumph die Faust gegen den blauen Himmel mit seinen milchig weißen Wolkenschleiern.

Es war ein herrlicher Sonnentag voll Frühlingsduft und Lerchenklang, schon sehr warm, fast heiß für die frühe Jahreszeit. Irgendwo hinter den Bäumen glitzerte Wasser, und die Luft roch nach letztem Schnee und erstem Grün.

Der Reiter hatte sich zum anderen umgewandt, der in kleinem Abstand herangaloppiert kam. »Der Erste!«, rief er nochmals, »ich habe gewonnen!«

Der andere versuchte ein Lächeln.

Der Erste. Natürlich. Immer musste der andere der Erste sein. Schon damals, als er Gast auf der väterlichen Burg des anderen gewesen war. Das war so Brauch damals, Herrschaftskinder eine Weile gegeneinander auszutauschen, und noch Knaben waren sie gewesen, kein Tag verging ohne irgendein Wettspiel, Reiten, Laufen,

Speerwurf. Immer hatte aber der andere Sieger sein müssen.

Den schien jetzt sein Sieg etwas verlegen zu machen.

Wie bittend legte er dem Gefährten die Hand auf die Schulter, fragte mit dem kleinen Singsang seiner schwäbischen Heimat in der hellen Stimme: »Du bist mir doch nicht böse, Heinrich?«

Heinrich lachte auf: »Dir böse, Vetter Friedrich?«

Wie hätte je einer diesem hier mit seinem immer strahlenden Blaublick und den rotflammend durcheinander gezwirbelten Locken wirklich böse sein können?

»Dort unten, dort am See sollten wir rasten. Meinst du nicht, Heinrich?«

»Sollten wir nicht auf die anderen warten?«

»Die anderen? Ach, ...«

Eine abwinkende Handbewegung. Schon preschte der Rotlockige durchs Gebüsch zum kleinen See hinunter, der zwischen den Bäumen glitzerte. Vetter Heinrich lachte wiederum in sich hinein.

Friedrich aus dem Haus der Staufer!

Wie wurde der Vetter von seinen Leuten geliebt! Wie schien sie alle dieser junge Mann wiederzulieben! Immer fröhlich, charmant, mit seiner singenden Sprache, dem Lachen im Blick! Wie hatten sie gejubelt, als er im Jahr zuvor vom kranken Vater, dem einäugigen Friedrich »Monokulus«, die schwäbische Herzogswürde übernommen hatte!

Ach, wie gleichgültig waren ihm in Wahrheit alle anderen! Sein strahlend blauer Blick schuf nur scheinbar Nähe. Er glitt durch die anderen hindurch, als seien sie

welche dieser gerade Mode werdenden Glasfenster, und sein Lächeln galt allen zugleich und keinem wirklich.

Nur wenige durchschauten das so wie sein Vetter Heinrich aus dem Haus der Welfen.

Der galt als herrisch und eigensüchtig, und wenn er die Zähne zu einem Lächeln freilegte, wirkte das eher drohend als freundlich. Seine Gefolgsleute berichteten aber zugleich von seiner großen Tapferkeit im Kampf und bedingungslosen Einsatz für andere: »Unser Herzog lässt keinen in der Not im Stich«, sagten sie dann.

Heinrich wurde geachtet. Friedrich wurde geliebt.

»So wie der dort müsste man sein«, dachte Heinrich nicht das erste Mal, »dann könnte man einem das Schwert in den Bauch rammen und wäre noch immer der Liebling aller!«

Durch den Wald hallte das fröhliche Lachen des anderen, den man für jünger hätte halten können als seinen Vetter. Dabei war er wenigstens fünf Jahre älter als er, ein junger Mann Mitte zwanzig, während Vetter Heinrich gerade erst die achtzehn erreicht hatte.

Das mochte auch an dessen dichtem, nahezu blauschwarzen Bart liegen und mehr noch an seinem Blick, sehr dunkel aus tiefschwarzen, sehr glänzenden, leicht hervortretenden Augen, die auf ein heftiges Temperament und einen plötzlich ausbrechenden Jähzorn schließen ließen.

Vetter Friedrich wurde nie wirklich zornig. Selbst noch in seinem schlimmsten Wutausbruch schien immer die Bitte mitzuschwingen: Nehmt mich nicht zu ernst! Und die kleinen roten Bartlocken um sein Kinn nahmen dem

mädchenhaft feines Gesicht nichts von seiner fast kindlichen Offenheit.

Der See war erreicht.

Friedrich entledigte sich sogleich aller Waffen und des Kettenhemds, während sein Vetter zunächst seine Blase in kräftigem Strahl entleerte und sich sodann in voller Montur auf den moosigen Waldboden hockte. Nur den Helm mit der Ledernase hatte er abgeschnallt.

Sich nie ganz preisgeben! Welfe Heinrich hatte das schon früh gelernt.

»Schön, dass wir uns begegnet sind«, lachte sein Vetter, während er aus den wattierten Hosen stieg und die Beinschienen ablegte. Dabei war es vorhin fast zum Kampf gekommen, als die beiden Trupps, der eine vom Süden, der andere vom Norden her, an einem Kreuzweg hier in den Reichswäldern um Frankfurt aufeinandergestoßen waren.

»Hie, Welf! – Hie, Waiblinger!«

Der altvertraute Kampftruf, der nun schon über zwanzig Jahre die deutschen Lande in immer neue Kriege und Schlachten hineinzog, war auch vorhin ertönt.

Aber dann hatten sich die Vettern erkannt, der Waiblinger Friedrich, wie sich die Herren aus dem Haus der Staufer gern nannten, den Welfen Heinrich, und sie hatten sich umarmt, sogar geküsst wie Brüder, die sich nach langer Trennung wiedergefunden hatten.

Ihre Herzlichkeit war nicht gespielt.

Denn die Feindschaft der Familien hatte nie zur Feindschaft zwischen ihnen selbst geführt, wobei in ihrer Freundschaft so was wie kleiner Buben-Trotz mitschwang:

Mögt ihr Großen euch bekriegen! Wir halten dennoch zusammen!

Einträchtig waren sie dann eine Weile nebeneinanderher getrabt, während beider Gefolge in einigem Abstand zurückblieb.

»Wohin die Reise, Vetter Heinrich? Auch nach Frankfurt zum Reichstag unseres geliebten Königs?«

»Wohin sonst, Vetter Friedrich?«

»Unser guter Onkel! Er will zum Feldzug ins Heilige Land aufrufen! Du bist doch dabei, Heinrich, wenn es gegen die Heiden geht?«

»Nein!«

»Nein? Nicht beim Zug zu Christi Grab?«

Überrascht hatte Friedrich zum Vetter hingesehen. Doch der sah so ingrimmig in die Ferne, dass er das Thema lieber fallen ließ und stattdessen rief: »Nun, Vetter? Wieder mal ein kleiner Wettritt? Wer als erster am Ziel ist?«

Und ohne zu verraten, was eigentlich das Ziel sein sollte, war er schon vorgestürmt, der Vetter notgedrungen hinterher, bis sie hierher an den See gekommen waren.

Nach einem kurzen Blick auf Heinrichs Rappen (»Herrliche Pferde habt ihr oben im Norden«) griff Friedrich das Thema wieder auf: »Du willst also nicht am Zug ins Heilige Land teilnehmen?«

»Ich brauche kein Heiliges Land.«

»Sondern?«

»Bayern!«

Friedrich zögerte kurz: »Du hast diesen unseligen Anspruch noch immer nicht aufgegeben?«

»Ich habe ein Recht darauf!«

»Zwei Herzogtümer, die größten dazu, in einer Hand. Selbst ein König, der den Welfen freundlicher gegenüberstünde, könnte das nicht hinnehmen ...«

»Konrad wird es lernen müssen.«

»Aber schon dein Vater ist daran gescheitert ...«

Der Vater, ja. Der hatte Heinrich geheißen wie er und war manchmal der »Löwe« und meist »der Stolze« genannt worden. Auch er war Herzog in Sachsen wie Bayern gewesen, und daran war dann der Streit zwischen Staufern und Welfen entbrannt, ein Krieg, der mit dem Tod Heinrichs des Stolzen vor acht Jahren noch lange nicht beendet war.

»Gift!«

»Wie?«

»Sie haben dem Vater Gift gegeben.«

Diesmal antwortete Friedrich nicht. Auch er kannte diese Gerüchte um den Tod des Welfen.

»Genügt es dir denn nicht, Herzog in Sachsen zu sein?«

»Genügt dir dein schwäbisches Herzogtum?«

Friedrich lächelte: »Nein!«

Nun sah Heinrich erstaunt auf den Vetter: »Was willst du? Die Königskrone am Ende?«

»Du nicht?«

»Wozu König? Ich bin Welfe!« Mit einem Lachen lehnte sich Heinrich zurück.

König in Deutschland! Was war das schon? Ein Spielball für andere, wie es jetzt wieder dieser König Konrad aus dem Haus der Staufer war.

Nein, auf die Krone konnten Welfen verzichten.

Denn sie, anders als die Staufer, waren reich, die wohl

reichste Sippe im gesamten Abendland, mit einem Landbesitz von der Nordsee bis zu den Alpen und noch weit darüber hinaus bis zur Adria hinunter. Das gab ihrer Macht das feste Fundament, während den vergleichsweise fast ärmlichen Staufern nur die Königskrone zu Glanz verhalf.

Friedrichs helles Lachen schreckte den Welfen aus seinen Gedanken auf: »Dann kann ich ja König werden, und du hilfst mir dabei. Dafür ...«

»Dafür?«

Friedrich hielt in der Bewegung inne, mit der er sich gerade das Unterhemd über den Kopf streifen wollte.

»... dafür helfe ich dir, Bayern zu gewinnen.«

Er lachte wieder, als hätte er nur einen Scherz gemacht, legte das Hemd ab und stand nun völlig nackt da im selbstgewissen Bewusstsein, auch ohne Harnisch, Waffen und Gewand ein erfreulicher Anblick zu sein.

Aus halb geschlossenen Augen sah Heinrich auf den nackten Vetter und spürte kleinen Neid. Nicht dass er mit seinem eigenen Körper unzufrieden sein musste, mit den wuchtig breiten Schultern, den Muskelpacken auf Armen und Schenkeln, und wenn er auch nur mittelgroß war, so doch so proportioniert, dass ihn die meisten für größer hielten.

Doch der Adel in der Erscheinung des Veters, das spürte er, ging ihm ab, diese ganz selbstverständliche Anmut, die den Stauer selbst noch im Zustand völliger Nacktheit wie ein kostbares Gewand umhüllte. Im Vergleich zu ihm kam er sich stets wie eine klobige Streitaxt neben einer blitzenden Damaszenerklinge vor, und Friedrich selbst

mochte das ähnlich empfinden, wenn er sich dem Vetter in so unbekümmerter Blöße zur Schau stellte.

Er wandte sich ihm zu: »Nun, Heinrich? Keine Lust auf ein Bad dort unten im See?«

Heinrich schüttelte nur den Kopf. Er kannte des Veters Unempfindlichkeit gegen Hitze wie Kälte. Ihn selber zog nichts in die kalte Flut.

Friedrich grinste: »Wasserscheu, Heinrich? Oder schämst dich vor mir, hast irgendwas zu verbergen?« Und ihm fiel ein, wie sich Heinrich schon damals beim Besuch des Veters auf dem Hohenstaufen nie hatte nackt zeigen wollen: »Ist was mit dir? Sag schon, was du zu verbergen hast!«

Heinrich blieb stumm. Da lachte denn der andere und lief mit der übermütigen Freude eines kleinen Jungen zum See hinunter.

»Ein Kind!«, dachte Heinrich, während er den in der Sonne weiß aufleuchtenden Leib des anderen im dichten Schilf verschwinden sah. Ewig ein Knabe, der Vetter Friedrich aus dem Haus der Staufer!

Wie anders auch, wenn einer immer nur fern in schwäbischer Provinz auf der Burg der Väter aufwuchs und von allem Weltgeschehen kaum mehr erfuhr als das, was er an der Tafel der Großen gerade so mitbekam?

»Ein Kind!«, dachte auch Friedrich, während er mit kräftigen Stößen gegen den eisigen Klammergriff des Wassers anpaddelte. Der Tag vor bald zehn Jahren fiel ihm ein, als während der kurzen Friedenszeit zwischen den Familien der Welfenvetter am staufischen Stammsitz eingetroffen war.

Ein kleiner, böser Junge, der mit trotzigem Gesicht aus dem Sattel gerutscht war und nun vor dem Vetter gestanden hatte mit niedergesenktem Blick, bis ihn Friedrich unters Kinn gegriffen, sein Gesicht zu sich hochgezogen und ihn so lange angelächelt hatte, bis der Vetter endlich dieses Lächeln erwiderte.

So, dachte Friedrich jetzt, ist der Vetter geblieben. Ein kleiner böser Junge. Aber wie, er spürte fast so was wie Rührung, hätte Heinrich anders werden sollen?

Schon mit zehn in die Herzogswürde gezwungen. Immer nur im Kampf um die Macht gelebt. Wie hätte Heinrich je lernen können, in Ruhe und Anmut ein richtiger Mann, ein Ritter zu werden, treu, mutig, ehrenhaft, großzügig und maßvoll, wie es der ritterliche Ehrenkodex verlangte, damit man einmal die »saelde« erreichte, jene gottgefällige Selbstsicherheit als höchstes aller ritterlichen Ideale?

Nein, Heinrich würde nie ein Ritter sein, immer ein Außenseiter, der mit düsterem Blick auf die geschmeidige Anmut der anderen sah. Mutig war er, sehr sogar, vielleicht auch treu und großzügig, und Ehrenhaftigkeit, nun ja, mochte Ansichtssache sein.

Aber maßvoll?

Friedrich musste lachen. Mit welcher Selbstverständlichkeit der andere vorhin Bayern für sich in Anspruch nahm, als seien zwei Herzogtümer in der einen Hand ganz selbstverständlich, solange nur diese Hand einem Welfen gehörte!

Kleiner Gernegroß! Eben ein Kind!

Das Wasser war noch kälter, als er vorhin im heißen Sonnenschein am Ufer geglaubt hatte. Schon schimmerte

seine Haut bläulich, Glied und Hoden zogen sich zu einer Winzigkeit zusammen. Rasch schwamm er zum Ufer zurück, warf sich nackt, wie er war, neben den Vetter auf den Boden, streckte den bloßen Leib der Sonne entgegen und schloss wohligh die Augen: »Du hättest mitkommen sollen, Heinrich. Es war ganz herrlich im Wasser.« Und plötzlich, abrupt: »Du wirst uns also ganz gewiss nicht begleiten ins Heilige Land?«

»Was sollte ich dort wollen?«

»Die ewige Seligkeit. Ablass aller Sünden. Du weißt doch, was den Kreuzfahrern versprochen wird.«

Friedrich streckte sich aus, die Augen geschlossen, und in die sanft plätschernde Melodie seiner Stimme schob sich ein seltsam schwärmerischer, fast brünstiger Klang: »Einmal wird ein Kaiser sein, der tritt in der Heiligen Stadt vor den Altar Christi hin, legt seine Waffen zurück in die Hände des Höchsten, und das wird das Ende der Welt werden und der Beginn aller Seligkeit ...«

»Und dieser Kaiser willst du werden?«

Das klang höhnischer, als es gemeint war, und Heinrich wusste selbst nicht, was ihn an den Worten des Veters so reizte. Vielleicht war es dieser kleine Bibber im Unterton, seine bemühte Feierlichkeit. Er kannte das bei Friedrich und hatte immer das Gefühl, der Vetter lüge ihn gerade an.

Friedrich hatte sich wieder aufgerichtet, den Kopf auf die Hand gestützt, die Finger im roten Haar vergraben, und die Sonne schien seinen Leib wieder durchwärmt zu haben.

Der blaue Schimmer war aus seiner Haut verschwunden, das Glied lag lang und schlaff auf seinem Oberschenkel, und Heinrich sah ein erstes Mal, dass Schaft und Vorhaut

voller Sommersprossen waren. Er musste unwillkürlich grinsen und notierte nicht ohne Genugtuung diesen einzig erkennbaren Makel am sonst makellosen Leib des Veters.

Friedrich ignorierte seinen Blick.

»Kaiser! Warum nicht? Aber keiner, der wie dein Großvater seine Krone einzig dem Papst verdankt ...«

»Mein Großvater hat nicht ...«

Friedrich beachtete seinen Einwand nicht. Seine Stimme klang nun überhaupt nicht schwärmerisch, sondern sehr kühl und entschlossen: »Der Papst in Rom darf gerade gut genug sein, ihm Gottes Segen zu geben. Vielleicht nicht einmal das. Der Kaiser kennt nur einen Herrn: Gott selbst.«

»Und die Fürsten im Land?«

»Die Fürsten, ja. Jeder sein eigener Kaiser, leider. Und das Reich ein einziges Flickwerk ...«

Heinrich horchte auf.

Friedrich sprach weiter, als diktiere er gerade einen Schlachtplan: »Man wird die Macht dieser Herren brechen müssen. In aller Freundschaft natürlich. An ihre Stelle sollten andere treten, Männer des Kaisers, die alle Fürstentümer in seinem Namen verwalten, tüchtig, treu, und vor allem ...«

Er lächelte: »... vom Kaiser völlig abhängig.«

Heinrich wusste selbst nicht, warum ihm plötzlich schauderte. Er kannte die Phantasien seines Veters, aber nun war ein Ton darin, der ihm zutiefst missfiel. Sollte etwa auch seine Macht, die der Welfen, gebrochen werden?

Der eine Tag fiel ihm ein, als Friedrich ein Brett voller rot-weißer Felder hervorgezogen hatte. »Komm! Ich bringe dir das Schachspiel bei!« Er hatte kleine Holzfiguren auf

das Brett gestellt, in vier ordentlichen Reihen einander gegenüber, und Heinrich hatte immerzu auf seine schlanken weißen Finger gesehen, die so spielerisch die Figuren setzten, als baue gerade Gott selbst sein Universum auf.

An diese Hände musste er auch jetzt denken, da in Friedrichs Worten eine neue Weltordnung heraufzuziehen schien, und er wollte ihn vom Thema ablenken, er warf ein: »Wenn du Kaiser werden willst, musst du aber zur Krönung nach Italien ziehen.«

Italien! Das Sehnsuchtsland dort »hinter dem Berg«, wie man damals nördlich der Alpen sagte.

Kaum einer wusste zwar genau, wie es »hinter dem Berg« aussah. Aber jeder träumte davon, auch Heinrich, dessen Verwandte aus dem Haus der Este dort lebten. Sie – darauf freute er sich schon jetzt – würde er als Erstes besuchen, wenn erst die bayerische Frage gelöst war, und es würde nicht nur eine Freundschaftsvisite sein.

»Italien«, hörte er den Vetter mit kleiner Verächtlichkeit sagen, »ich finde es bei euch dort oben im Norden und Osten viel interessanter!«

Heinrich lachte auf: »Was weißt du vom Norden und Osten?«

»Dass es dort noch freies Land gibt bis zum Horizont und keine alte Ordnung ...«

»Dafür Moore und Sümpfe und Stürme und immerzu Regen und einen Himmel immer voller grauer Wolken ...«

»Ein Himmel, unter dem sich ein ganz neues Reich schaffen ließe.«

Heinrich staunte. So hatte er es selbst noch nie

betrachtet. Aber etwas war dran an den Worten des Veters. Und wieder sah er die weißen Hände auf dem Schachbrett die Figuren setzen, als gehorche alles nur dem einen Willen. Er versuchte neuerlich ein Lachen:

»Als Kaiser wirst du eine Kaiserin brauchen!«

»Habe ich denn keine?«

Friedrich setzte sich abrupt auf, umschlang seine Knie, und Heinrich reute sogleich seine Bemerkung.

Jeder wusste schließlich, dass Friedrichs Ehe mit der schon ältlichen Adela aus dem unbedeutenden Haus Vohburg nicht glücklich war. Sie hatte dem Stauer einigen Besitz, aber noch keine Kinder gebracht, und mancher hatte schon gefragt, ob das denn wirklich nur an Adela lag.

Friedrich, heftig an seiner Unterlippe nagend, sah starr auf den See hinaus. Dann warf er plötzlich den Kopf zu Heinrich herum: »Und wann, Vetter« – in seinen Worten klang etwas lauerner Bosheit an, als wolle er sich für Heinrichs Taktlosigkeit rächen – »wann führst nun du endlich eine Frau heim?«

»Ach, Frauen ...«

Heinrich lachte kurz und böse auf, und ein Schatten machte seine dunklen Züge noch dunkler.

Er dachte jetzt nicht an all die Mägde und Bauernmädchen, die er schon gehabt hatte im Wald oder im Stall zwischen Futtertrog und Heu. Auch nicht an all die Töchter von Herzögen und Grafen, manche noch in der Wiege, andere reife Damen um die dreißig oder vierzig, die mit einem Fürstensohn schon bei seiner Geburt verkuppelt wurden, damit Macht bei Macht und Besitz bei Besitz blieb.

Er dachte an seine Mutter.

Diese Mutter!

Sie war klein gewesen, im weichen weißen Gesicht stets einen Zug wie von unterdrückten Schmerzen, und es war ihm einmal gesagt worden, das sei seine, des Sohnes, Schuld, weil seine Geburt so lang und schwer gewesen sei. Da hatte er denn Schuldgefühle gespürt und Mitleid mit ihr und am ehesten noch etwas wie kindliche Liebe.

Sonst war ihm diese Frau recht gleichgültig geblieben.

Dann aber - vier Jahre war das her, der Vater tot, er selbst als Sachsens Herzog anerkannt - hatte sie auf Drängen König Konrads den schlimmsten Feind der Welfen geheiratet, den Onkel Heinrich Jasomirgott aus dem Haus der Babenberger in Ostarrichi, der Ostmark, der auf diese Weise in den Besitz des anderen welfischen Herzogtums Bayern gekommen war.

Die wohl einzige, die das hätte verhindern können, war gleichfalls tot, Großmutter Richenza, und wenn der Sohn später an seine Mutter dachte, schoben sich immer Richenzas herrisch harte Züge vor das weiche Gesicht der Mutter.

Er hatte sie sehr geliebt und sehr gefürchtet, diese Großmutter aus dem großmächtigen Grafengeschlecht derer von Northeim, und manchmal hatte er sich an sie schmiegen, sie streicheln und küssen wollen. Dann hatte sie ihn weggeschoben und von den welfischen Vorfahren erzählt.

Vom Großvater Lothar, ihrem Mann, dem Kaiser, und vom anderen Großvater, dem Welfen Heinrich dem Schwarzen, oder von Welf IV., der als erster Welfe Herzog von Bayern geworden war. Heinrich der Stolze, gleichfalls

Bayernherzog, hatte sich dann noch rasch vom sterbenden Schwiegervater Lothar vor dessen Tod in einer Tiroler Berghütte mit Sachsen belehnen lassen.

Immer wieder, das betonte Großmutter Richenza häufig, hatte es ausgesehen, als würden die Welfen einmal selber Könige oder Kaiser sein. Aber stets blieb es bei der Herzogswürde, erst in Bayern, später in Sachsen, aber »einmal«, hatte Richenza geraunt und im harten schwarzen Haar des Enkels mehr herrisch als zärtlich gewühlt, »einmal wird dieser Kopf hier eine Krone tragen.«

Die eigene Mutter hatte so was niemals prophezeit. Dafür hatte sie sich nun mit diesem Babenberger vermählen lassen. Aber die Ehe hatte nur kurz gedauert. Die Mutter starb an einer Fehlgeburt, und Heinrich blieb der einzige Sohn.

Frauen ...

»Vielleicht wird eine Zähringerin meine Frau.« Die Zähringer waren fast so reich und mächtig wie die Welfen.

»Warum nicht eine von uns?« Friedrich wandte sich ihm zu, ein erwartungsvolles Schillern im Blick. Sein Vater hatte schließlich eine Welfin, Heinrichs Tante Judith, die Tochter Heinrichs des Schwarzen, geheiratet: »Warum nicht ein Welfe eine aus dem Haus der Staufer? Oder ...« - in Friedrichs Stimme klang jetzt kleiner Hohn - »genügt eine von uns nicht dem Enkel eines großen Kaisers wie des dritten Lothar?«

Heinrich spürte sein Blut in den Kopf schießen. Niemand hielt den verstorbenen Kaiser Lothar für eine besonders rühmliche Erscheinung. Aber das brauchte niemand eigens zu betonen. Auch der Vetter nicht.

Für Augenblicke fühlte sich Heinrich versucht, dem anderen mit der bloßen Faust in sein hübsches Lächeln zu schlagen. Aber er bezwang sich: »Mein Großvater war ein großer Kaiser, er war ...«

»... so groß, dass er vor dem Bischof von Rom gekniet hat.«

Heinrich biss sich auf die Lippen: »Er hat nicht vorm Papst gekniet.«

»Gewiss hat er das. Und ihm den Steigbügel gehalten, sein Pferd am Zügel geführt wie ein Stallknecht ...«

»Ein Kaiser muss das tun.«

»Ich nicht. Bestimmt nicht. Vor mir knien andere ...«

»Ich etwa?«

»Auch du.«

Nun lachte Heinrich so laut und herzlich, dass im Schilf einige Enten erschrocken aufflatterten. Aber Friedrich blieb ganz ernst: »Hast du es vergessen, unser Spiel damals, als du wieder mal beim Schach gegen mich verloren hattest und ich mir von dir etwas wünschen durfte, und mein Wunsch war dein Lehenseid gewesen? Wie du vor mir gekniet hast, deine Hände in meinen, und ewige Treue musstest du mir schwören ...«

»Wir waren Kinder, Friedrich.«

»Du würdest heute nicht mehr vor mir knien?«

»Bestimmt nicht.«

Friedrich sprang hoch: »Nun gut! Reiten wir weiter! Vorher schwimme ich noch mal.«

Er verschwand wieder im Schilf, und Heinrich sah zum Himmel hinauf, in dessen Blau ein Raubvogel schwebte, ein Adler vielleicht. Heinrich musste an den Vetter denken.

So wie der Vogel dort, ja, so schien auch der Staufer Friedrich stets irgendwo oben am Himmel seiner Träume zu schweben - aber irgendwann, das spürte Heinrich, würde er sich im steilen Sturzflug auf die Beute stürzen, um sie nie wieder aus seinen Krallen zu lassen.

Ein Schrei. Vom See her. Friedrich schien in Not.

Heinrich stürzte vorwärts durchs Schilf zum Wasser. Es störte ihn weder das schwere Kettenhemd noch die bald schon tropfnassen Hosen um seine Beine. Der andere, der Freund, der Vetter - er war in Gefahr!

Dann sah er den anderen, gleich vorn im Wasser und bis zu den Schultern eingesunken. Treibsand musste dort sein oder eine sumpfige Stelle. Und Friedrich schrie was von Schlingpflanzen, die ihn hinunterzogen, vielleicht war es auch eine Schlange oder irgendein böser Geist: »Ich ertrinke, Heinrich! Hilfe!«

Heinrich stürmte durchs aufspritzende Wasser, streckte die Hand aus, und Friedrich ergriff sie, zog sie zu sich hin. Heinrich geriet ins Taumeln, wäre fast gestürzt, stolperte schon. Und der Vetter stand plötzlich vor ihm, aufrecht, lachend.

Nichts hier von einer Schlange oder irgendwelchem Zauber. Alles nur Spiel, Täuschung, ein Staufer-Trick. Das sollte Heinrich immer denken, wenn er später an diesen kleinen Vorfall dachte, und er dachte ziemlich oft daran.

»Nun, Vetter? Kniest du gleich vor mir?«, schrie Friedrich lachend. Aber Heinrich hatte sich gefangen, schwankte zwar, hielt aber stand.

Kein Kniefall, nein.

Dafür versetzte er dem anderen einen Stoß, dass der

rücklings ins Wasser fiel, und er kam nicht gleich wieder auf die Beine, musste dazu das eine Knie gebrauchen, wobei er wieder die Hand nach dem Vetter ausstreckte.

Aber der wandte sich um und stapfte zum Ufer zurück. Friedrich hastete hinterher, wollte ihm entschuldigend den Arm um die Schulter legen. Heinrich entzog sich jedoch mit schroffer Wendung der versuchten Umarmung und hatte keinen Blick mehr für das strahlende Lachen des anderen.

Schweigend zog sich Friedrich wieder an. Schweigend sattelten sie die Pferde. Schweigend ritten sie weiter: Sachsens Herzog Heinrich, der noch nicht »der Löwe« hieß, und Herzog Friedrich von Schwaben, den in jenem Frühling 1147 noch niemand den »Rotbart« oder »Barbarossa« nannte.

### *»Raub und Brand peinigen das Land ...«*

Wie diese zwei ritten im März 1147 viele zum Reichstag ihres Königs, und wo sie Dörfer durchquerten, duckten sich die Menschen in ihren Hütten und hofften, dass der waffenklirrende Spuk bald wieder vorübergezogen war.

Gepanzerte! Das konnte nichts Gutes bedeuten, und eigentlich war gleich, wer gerade gegen wen ins Feld zog. Stets blieb am Schluss das gleiche Bild. Die Ernte zerstampft, Hütten niedergequalmt, und zwischen den Trümmern lagen Männer mit zerschlagenem Schädel, stöhnten Frauen, die Hände gegen den gemarterten Schoß gepresst. Eine schlimme Zeit.

Spätere Chronisten sollten aber von diesem 12. Jahrhundert als einer Zeit des großen Aufbruchs sprechen.

Sie berichten vom sprunghaften Anstieg der Bevölkerung, und tatsächlich schien es, als müsse sich ein Mann nur auf eine Frau legen und schon sei Nachwuchs unterwegs.

Da wurde der Boden zu eng, Raum musste her. Immer neue Rodungen fraßen immer größere Löcher in den Riesenwald Deutschland. Burgen, nach arabischem Muster, wurden gebaut, und um die Burgen herum entstanden Städte, neue neben den alten aus römischer Zeit wie Köln, Speyer oder Trier.

Die Menschen in diesen Städten waren aber ein anderer Schlag als die dumpfen Bauern draußen. Handel und Handwerk ernährten sie statt der Arbeit auf dem Acker, und nicht eigener Grund und Boden war länger höchstes Maß allen Reichtums, sondern die neue Macht, das Geld.

Eine neue Zeit. Anders. Reicher. Farbiger. Aber die einfachen Menschen spürten herzlich wenig davon.

Sie rochen nur Blut und Zerstörung, sahen den Rauch brennender Städte und Dörfer, hörten das Geschrei gequälter Opfer, und im bayerischen Freising schrieb Bischof Otto, Halbbruder des Königs, Onkel des jungen Schwabenherzogs Friedrich und wie er in diesem März 1147 zum Reichstag in Frankfurt unterwegs: »Bei uns herrscht jetzt überall die schrecklichste Verwirrung ...«

Die Verwirrung dauerte zu dieser Zeit wenigstens schon zehn Jahre und hatte einen ersten Höhepunkt, als 1138 nach dem Tod Kaiser Lothar III. zu aller Erstaunen nicht sein Schwiegersohn Heinrich der Stolze aus dem Haus der Welfen, sondern Konrad aus der Sippe der Staufer zum neuen König gewählt worden war.

Eine seltsame Wahl. Vom Trierer Bischof Adalbero so

gesteuert, dass kaum einer der wichtigen Fürsten und schon gar nicht der welfische Doppelherzog Heinrich zugegen war, dafür aber ein gewisser Dietwin, Kardinallegat des Papstes. Konrad, dritter seines Namens, hatte das – außer der Krone – gleich noch einen bösen Beinamen eingebracht, den »Pfaffenkönig«, wie seine Gegner höhnisch lachten.

Dann hub der Kampf an.

Die Chronisten notierten: Aberkennung der doppelten Herzogswürde Heinrichs des Stolzen, Ächtung, Reichskrieg gegen ihn. Er kann sich in Sachsen behaupten. Bayern fällt dem Geschlecht der Babenberger zu.

Dann sein Tod. Der Nachfolger, Heinrich, ist noch ein Kind. Aber das Kind stampft auf. Es besteht auf seinen sächsischen Rechten. Und auf seinen bayerischen auch.

Der Krieg ging also weiter, unter der Klage Ottos von Freising: »Raub und Brand peinigen das Land das ganze Jahr hindurch, selbst die Fastenzeit nicht ausgenommen ...« Und draußen, wie Totenvögel, zogen Mönche in den grauen Kutten der Zisterzienser vorbei, sangen vom Ende der Welt und riefen zu Einkehr und Buße auf.

Hatte sich Gott von dieser Erde abgewandt? Regierte nun Satan? Und wer mochte dieser Satan sein?

Niemand wusste es. Nur einer. Der wusste es genau.

Er streifte die graue Kapuze zurück und brach aus der Enge seines Klosters aus. Seine Brüder sahen ihm mit kopfschüttelndem Seufzen nach: Radulf! Ewiger Wirrkopf! In Radulfs Blick funkelte es aber. Seine heisere Stimme überschlug sich, wenn er jetzt zu den Menschen sprach.

»Seht ihr denn nicht, wer alles Unheil über euch gebracht